

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 13 (1940-1941)

Heft: 11

Artikel: Frei nach dem Leben

Autor: Iljin, I.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ung von Weiterbildungskursen für Lehrer, Ferienkursen, Volkshochschulen, Förderung der staatsbürgerlichen Erziehung und der Körperbildung der Jugend, Unterstützung der Wissenschaft, der Literatur, der Tonkunst, von Malerei und Bildhauerei. Dr. Hafner begnügt sich jedoch nicht nur mit dem Aufzählen der bisherigen Tätigkeit kantonaler Erziehungsdirektionen auf dem Gebiete der Kulturförderung. Er macht auch einige Anregungen, unter denen wir die folgende wiedergeben:

Nach der Erwähnung eines aus dem Jahre 1834 stammenden Werkes, welches den Kanton Uri historisch, geographisch, statistisch schildert, fährt Dr. Hafner fort: „Welche Ehre wäre es, wenn man in hundert Jahren sagen könnte, im Kanton Uri — oder einem anderen Kanton — sei 1940 oder 1950

ein ähnliches bedeutsames Werk entstanden!“ . . . „Welches herrliche Opus entstünde, wenn der Thurgau seine pittoreske Bodensee- und Rheingegend, seine Schlösser und Klöster in Wort und Bild darstellen lassen würde, nicht in wissenschaftlich langatmigen Forschungen, sondern in unterhaltender feuilletonistischer Darstellung!“ . . . „Wie könnte ein Kanton Waadt in einer künstlerischen Publikation wirken für Ferienverkehr . . . Oder Genf für die Verherrlichung des Sees, den wir den Genfersee nennen.“

Damit ist der Inhalt des 26. Archiv-Jahrganges erschöpft. Wir wünschen ihm noch einmal einen großen Leserkreis — darüber hinaus aber: Das Archiv möge noch recht oft, Jahr für Jahr, erscheinen!

Frei nach dem Leben.

Skizzen von Dr. I. ILJIN.

Der Begabte.

Der arme Mann, was er alles zeitlebens zu tragen hat! Und man rechnet ihn noch zu den „glücklichen“, ohne die leiseste Ahnung zu haben, wie es ihm eigentlich geht.

Zu allererst — die gesteigerte Last der Anforderungen. Jeder hält sich für berechtigt, von ihm mehr zu erwarten und zu fordern. Eigentlich weiß noch niemand, was in ihm los ist, was das für eine „Begabung“ sein kann. Aber der arme Junge hat diesen unglücklichen Ruf — „begabt“ zu sein; und niemand will daran denken, daß jede „Begabung“ ihr Maß und ihre eigenartigen Schranken hat, daß jede Begabung eine Art Borniertheit darstellt. Schon als Kind wird der Begabte geplagt, getrieben, gehetzt, zerpflückt.

Dann muß aus ihm etwas „Besonderes“ werden. Wir, die übrigen Durchschnittsmenschen, haben es leicht: aus uns wird etwas Nützliches — und genug — das übrige geht niemanden an. Aber der Begabte steht immer vor der Gefahr der „Blamage“. Er ist stets in der unangenehmen Lage eines unwillkürlichen Betrügers: als hätte er allen ein „Gott-weiß-was“ versprochen und müsse es einhalten. Zeitlebens sieht er sich vor diesem Dilemma: entweder Ueberleistung — oder „Blamage“, und weiß nicht, wie und wann er zur Ruhe kommt.

Auch weiß er gar nicht, wie und woher es kommt, daß fast alle Menschen um ihn herum — skeptisch und ironisch, übelwollend und schadenfroh ihm gegenüber gestimmt sind. Als ob er sie alle irgendwie gekränkt oder gar beleidigt hätte; als verspräche ihnen sein Mißerfolg eine sonderbare Genugtuung, etwa eine Beförderung oder wenigstens etwas Honig aufs trockene Brot des Alltags. Als ob die meisten ihm stillschweigend zuflüsterten: „Wie, du bist noch da? Wann verschwindest du

denn, Lästiger?“ Er hat sich gut einreden — das wäre nur Einbildung, so ein kleiner Verfolgungswahn, alle wären gegen ihn lieb und liebenswürdig. Es hilft nicht. Und er hat recht: denn wir, die übrigen Durchschnittsmenschen, verstehen ausgezeichnet, dem Begabten den Kuchen des Lebens durchzupfeffern und ihm den Wein des Genusses im Glase sauer zu machen. Sein „Ueberlegenheitsgefühl“ ist ja unerträglich, und sein „Dünkel“ überschreitet alle möglichen Grenzen. Nicht wahr? . . .

Dazu ist er noch allen Augen ausgesetzt; man möchte über ihn etwas mehr wissen: was er verdient, wo er verkehrt, wie er sich benimmt, ob er vielleicht auch Seitensprünge macht . . . Uns, den übrigen Durchschnittsmenschen, ist er ein Gegenstand der Unterhaltung, des Klatsches; dazu sind sie ja da — die Begabten, die Exponierten, die Prominenten — daß wir unsere gemeine Neugierde an ihnen befriedigen und ergötzen.

Dann kommen obendrein der Neid der Rivalen, die Ränke der Widersacher, die schiefen Blicke der Kollegen — kurz die Atmosphäre, die den Begabten beruflich umgibt, wo als Regel gilt: „Dein Erfolg — mein Mißerfolg, deine Pleite — meine Blüte . . .“

Und wenn ihn, den armen Begabten, noch alle unsere ägyptischen Plagen heimsuchen — so etwa: Langeweile, Schlaflosigkeit, Sorge, schlechte Laune, Mißerfolg, Krankheit und Armut; und wenn man ihm auch die zufällige Träne im Auge noch verübelt, dann . . . ist dann sein Kelch nicht voll? Wer hat dann Anspruch auf Trost — der Begabte oder der Unbegabte?

Oh, wenn unser Herz sich vom Neide befreien könnte!

Der Minderwertige.

Peinlich ist es dem Menschen, ja fast unerträglich — mit dem Gefühl der eigenen Schlechtigkeit

oder auch nur Minderwertigkeit durchs Leben zu gehen. Die beständige Empfindung: „Ich bin schlecht“, „unbegabt“, „unfähig“ oder gar „verachtungswürdig“ — lastet schwer auf dem Herzen. Wie die Bleistiefel des Tauchers, so zieht sie den Menschen herab, unter das gesunde Lebensniveau; gleich einer Gewitterwolke verdeckt sie ihm die Sonne des Lebens, den Horizont der Freuden. Keine Handlung wird von ihm sicher und zugleich würdig ausgeführt; kein Genuß labt und erheitert ihn vollauf; keine Beziehung zu anderen Menschen atmet bei ihm Ruhe, Freiheit und Gleichheit. Er trägt im Unterbewußtsein die Wunde seiner — so oft eingebildeten — Minderwertigkeit, den Schmerz seiner Unzulänglichkeit; er ist gebrochen und vergibt es den anderen nicht; er erniedrigt sich selbst und hungert ewig nach Anerkennung und Ehrung; er möchte sich rächen und weiß nicht, an wem... Er ist deprimiert; er muß immer getröstet, ermuntert, ermutigt werden. Er muß von seiner Pein entlastet werden; er muß zur Gleichheit befreit werden; er muß zu sich selbst Vertrauen fassen und an sich selbst glauben lernen. Sonst kommt er nie zum Glück.

Die anderen verstehen es nicht. Sie sehen so einen an Minderwertigkeitsgefühl leidenden Menschen und begreifen nicht, warum er so unruhig hin und her rutscht, sich immerfort entschuldigt, schleicht anstatt zu gehen, kichert, anstatt zu lachen, sich so leicht zu kleinen Liebedienereien erniedrigt, bald mit übertriebenen Artigkeiten kommt, bald sich ohne jeglichen Grund beleidigt fühlt; kurz — warum er sich als Geringling benimmt. Man mustert den Kauz ein paarmal mit scharfem Auge, man merkt sich seine niedrige Rangordnung und beginnt ihn ganz unwillkürlich als den zur Sklaverei Geborenen zu behandeln. Niemand weiß, daß er nur durch ruhige Achtung zur Gleichheit befreit und zur Würde erzogen werden kann. Anstatt dessen gibt man ihm Tritte. Würde man nur, wie man ihm dadurch schadet, daß man zu seiner unbegründeten Selbstverachtung — die Last des realen Verachtetwerdens hinzufügt! Würde man nur, wie rasch er das bemerkt und wie tief er das empfindet; welche rachsüchtigen, zuweilen höllischen Regungen in ihm wach werden! Wie er dann nach „Kompensation“ sucht — bald in Phantasien, bald in eitler Prahlerei, bald in langsam ausgebrüteter Rache...

Die beste und heilsamste „Kompensation“ wäre aber die, daß er den Punkt seiner wahren oder vermeintlichen Minderwertigkeit scharf umgrenzt und sich ihm mit unerbittlicher Ehrlichkeit zum Bewußtsein bringt; daß er ihn annimmt, sich mit ihm ausöhnt, um ihn dann nicht mehr zu beachten. Es gibt solche Schmerzen, die nicht der Mühe wert sind, daß man sie immer wieder durchschmerzt... Hegel sagte, man müsse sie so bald wie möglich zu Grabe bringen und dann ihre Grabstätte ein für allemal vergessen.

Solange aber diese endgültige „Beerdigung“ dem Minderwertigen nicht gelingt, braucht er wie keiner Achtung, Vertrauen, Trost und Liebe; was er sich selbst nicht gönnt, erwartet er von anderen: Balsam auf die Wunde. Er muß einsehen, daß jeder von uns in irgendeiner Hinsicht minderwertig ist. Damit hat man sich abzufinden. Man darf nicht über dem unfruchtbaren Beete seiner Seele jammern, wo andere Beete desselben Gartens vielleicht herrliche Blumen tragen. Man hat sich seines Reichtums zu freuen und nicht über das Fehlende zu klagen. Was wird aus dem Leben, wenn wir alle solch ein Klagegeschrei erheben? Ja, alle; denn vor Gott sind wir alle minderwertig.

Die Ungerechtigkeit.

Ueber die Gerechtigkeit wird seit uralten Zeiten geredet und geschrieben — vielleicht seitdem die Menschheit überhaupt zu reden und zu schreiben gelernt hat. Was sie aber ist, ist noch immer nicht entschieden. Es ist auch gar nicht so leicht, sich darüber zu einigen, weil nämlich dieser Streit praktische Auswirkungen in Aussicht stellt und nie mit genügender „Interesselosigkeit“ geführt wird. Jeder will „gerecht“ behandelt werden und klagt über „Ungerechtigkeit“; sucht aber die Gerechtigkeit so zu deuten, daß daraus sofort eine offensichtliche Ungerechtigkeit zu seinen Gunsten entsteht. Und jeder hat die Anmaßung „gerecht“ zu urteilen und andere Menschen „gerecht“ zu behandeln, und will gar nicht merken, wie sich die anderen über seine angebliche „Gerechtigkeit“ empören. So wird das Problem durch Leidenschaften entstellt und in Vorurteile eingehüllt; ganze Generationen bleiben in solchen Vorurteilen stecken, und zuweilen sieht man, wie selbst das Wort „Gerechtigkeit“ ein höhnisches Lächeln hervorruft.

Unverdrossen wollen wir aber der alten, edlen Idee, die wir jedem Klassenkampf und jeder ungerichten Gleichmacherei entgegenstellen, Treue halten; wir sind auch fest überzeugt, daß ihr die große Zukunft gehört. Wie ist sie nur zu verstehen?

Die französische Revolution hat der Menschheit ein schädliches Vorurteil beigebracht und hinterlassen, die Menschen wären nämlich „gleich“ von Geburt oder von Natur und müßten deswegen „gleich“ behandelt werden. Nichts hindert so sehr die Lösung unseres Problems, als eben dieses Vorurteil. Denn das Wesen der Gerechtigkeit besteht eben in ungleicher Behandlung von ungleichen Menschen.

Wären die Menschen wirklich gleich, so wäre das Leben furchtbar einfach und die Gerechtigkeit — außerordentlich leicht zu finden und einzuführen. Es hieße nur: gleichen Menschen gleiches Los; oder: allen Menschen das gleiche. Die Gerechtigkeit könnte dann arithmetisch gesichert und mechanisch hergestellt werden; und alle müßten zufrieden sein,

denn die Menschen wären angeblich nichts anderes als gleiche Atome, eine Art mechanisch-umherrollendes Kügelchen, äußerlich und innerlich von gleicher Wesensart. Wie naiv, wie simpel, wie seicht! Hundertfünfzig Jahre sind verstrichen; man dünkte, dieser flache Materialismus dürfte längst verschwunden sein, und auf einmal sieht man ihn in der ganzen Welt auftauchen.

In Wirklichkeit sind die Menschen weder körperlich noch seelisch noch auch geistig einander gleich. Von ungleichem Geschlecht, mit ungleicher Gesundheit und Kraft, mit ganz verschiedenen Veranlagungen, Gaben, Trieben und Wünschen leisten sie Ungleichwertiges, gehören zu verschiedenen geistigen Rangstufen und müssen darum (gerechtigkeithalber!) verschieden behandelt werden. Hier liegt der Schwerpunkt und die Hauptschwierigkeit der Gerechtigkeit: der Menschen gibt es unzählig viele; sie sind alle verschieden; wie mach' ich, daß jedem das Seinige zuteil wird? Ungleich sind sie — ungleich müssen sie behandelt werden; und zwar jeweils — entsprechend ihrer lebendigen Ungleichheit. Sonst entsteht eine Ungerechtigkeit.

Somit bedeutet die Gerechtigkeit durchaus nicht Gleichheit; vielmehr — Ungleichheit; aber dem jeweiligen Gegenstande angepaßte, sozusagen „gegenständliche Ungleichheit“. Also etwa: Schonung dem Kinde, Hilfe dem Schwachen, Nachsicht dem Müden, Pflege dem Kranken; mehr Strenge dem Wil-

lenlosen, mehr Vertrauen dem Aufrechten, mehr Vorsicht mit dem Schwätzer, höhere Ansprüche an den Begabteren, größere Ehrenbezeugung dem Helden. Die Gerechtigkeit ist eben die Kunst der Ungleichheit und selbst nur in edleren Seelen heimisch. Sie kommt aus einem gütigeren Herzen, mit einer lebendigeren Beobachtung; sie hat einen gesteigerten Wirklichkeitssinn; sie lehnt das mechanische Verfahren ab; sie ist intuitiv, kontemplativ; sie will sich einfühlen, jeden Fall individuell behandeln. Sie hat etwas Künstlerisches in sich; sie sucht, im Menschen das lebendige, eigenartige „Du“ zu erfassen, um dasselbe richtig zu behandeln. Sie macht den Menschen rücksichtsvoll, „sozial“, auf Maß eingestellt, zu Mitleid veranlagt. Die Gerechtigkeit ist mit dem Takt verbrüder't, und das Verantwortungsgefühl ist ihr am nächsten. Und gibt es irgendwo in der Welt — vielleicht im Himmel? — eine Waage des allgemeinen Ausgleichs durch richtige Ungleichheit, so steht die Gerechtigkeit an dieser Waage als deren strenge und milde Hüterin.

Im Leben aber ist das wichtigste — nicht die gefundene Gerechtigkeit, sondern die allgemeine Zuversicht, daß sie aufrichtig gewollt und ehrlich gesucht wird. Und ist es dem so in Wirklichkeit, dann wird die Ungerechtigkeit leicht ertragen, denn sie wird als etwas „Provisorisches“ aufgenommen und durch Opferwilligkeit ausgeglichen. Dann ist die Ungerechtigkeit auch keine „Gefahr“

Kleine Beiträge:

„Lampenfieber.“

Die meisten Menschen sehen in der „Krankheit“ des Lampenfiebers nicht zu Unrecht etwas, das den Menschen daran hindert, das zu tun, was er sich vorgenommen hat, oder zu etwas gezwungen sieht, dem er sich irgendwie nicht ganz gewachsen fühlt.

Beim Schüler äußert sich diese Art Hemmung, aufzutreten respektive aus sich herauszugehen, wie man den volkstümlichen Begriff „Lampenfieber“ flüchtig umschreiben könnte, mit wenigen Unterschieden ziemlich immer in der gleichen Art und Weise, ihre Ursachen aber können äußerst verschieden und oft schwer zu erforschen sein.

Für den Lehrer zeigt sich das „Krankheitsbild“ ungefähr folgendermaßen: Der Schüler zeigt in der Art und Weise aus sich herauszugehen merkliche Hemmungen und vor allem Aengstlichkeit, wenn nicht sogar wirkliche Angst. Diese Merkmale des Lampenfiebers, wie sie in jeder Schule mehr oder weniger bei jedem Schüler hie und da auftreten, sei dies nun beim Vortragen eines Gedichtes, beim sogenannten „Repetieren“ des Lehrstoffes oder beim simplen Antworten auf eine Frage des Lehrers, sind an und für sich nichts Außergewöhnliches. Der Schüler wird entweder verlegen, beginnt zu stocken, vielleicht auch zu stottern, oder versagt in schlimmen Fällen ganz, in denen seine unbehagliche „Stimmung“ nicht selten in ein krampfartiges Weinen übergeht. Wie gesagt, diese Symptome richtigen Lampenfiebers sind an sich nichts Außergewöhnliches in

einem Schulbetrieb, aber sie tragen durchaus nicht dazu bei, dem Lehrer oder den Schülern die Arbeit zu erleichtern! Sehr oft sind sie sogar Grund genug, auf der einen oder andern Seite Mißstimmungen, Mißverständnisse und Unlust an der Arbeit aufkommen zu lassen. Ja, es kann auch von dieser mehr alltäglichen als lächerlichen Erscheinung des „Lampenfiebers“ gesagt werden, daß kleine Ursachen oft große Wirkung haben.

Ganz abgesehen davon, daß das Lampenfieber immer, wo es auftritt, die Freude an der Arbeit, am „Sollen“, „Können“ und „Müssen“ beeinträchtigt, kann es gerade bei Kindern im schulpflichtigen Alter zu ernststen psychischen Störungen Anlaß geben.

Hauptsächlich bei sensiblen und etwas nervös veranlagten Knaben und Mädchen findet man oft eine gewisse Neigung zur Schüchternheit. Diese Kinder, empfindsam und in der Regel äußerst schutzbedürftig, reagieren in der Schule auf irgendwelche Anforderungen, denen sie sich nicht gewachsen fühlen, oder auf ein unsanftes Wort, eine Zurechtweisung, möglicherweise auch nur eine Kritik des Lehrers mit heftigem Lampenfieber. Solche Schüler bedürfen nicht einer energischen Rüge ihrer mangelhaften Leistung, ihrer fahrigen Haltung, oder scharfer Kritik, was alles ihre Lage nur verschlimmern würde, sondern oft nur eines beruhigenden Zuspruches, einer wohlwollenden Begütigung, um sie von dem lästigen Zugriff des Lampenfiebers zu befreien. Die Lehrkräfte sollten bemüht sein, selbstverständlich im Zusammenwirken mit dem Elternhause, die sensible